Nr. 48 | Leipzig, den 20. November | 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Post-
ämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Glaubest du das? Zum Totensonntag — Evangelienkritik für die Gemeinde — Das Ideal eines Andachtsbuches? — Deutsche Lourdespilger — Die nationale Kunstausstellung in Venedig — Bücher und Schriften: Eine Schrift zum Papstjubiläum; Flugschriften des Evangelischen Bundes; Schriften zum Prozeß Thümmel — Verschiedenes: Denktafel für Spener; Professor Schlottmann †; Vom Predigerkolleg in Leipzig; Das Jubiläumsbreve; Des Kaisers Jubiläumsgeschenk an den Papst

Glaubest du das?

Joh. 11, 26

Zum Totensonntag

Der Herr fragt die Martha von Bethanien so. Vielleicht faßte er sie dabei an der Hand — gewiß sah er ihr fest ins Auge, schaute bis auf den Grund ihrer Seele. Die Frage ward gethan an einem der schwersten Tage, durch die das Weib ging: sie galt der Schwester, die ohnlängst den Bruder Lazarus begraben hatte, einem Herzen, das zu lieben verstand, einem Gemüte, das Treue hielt, einem Sinne, der nicht leicht vergaß. Unendlich viel lag an der Antwort, nicht sowohl für den Meister als für die Jüngerin. Jetzt entscheidet sich, ob ihre Gemeinschaft mit Christo Sein oder Schein, Wirklichkeit oder Einbildung ist, ob ihr Teil Trost oder Trostlosigkeit, Frieden oder stete Angst sein wird. Ein Ungeheures hat er ihr verkündet: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“ In jedes andern Munde hätte diese Rede als Wahnwitz erscheinen müssen. Man hat darum auch an den Worten gedreht und gedeutelt. Aber mit Rätseln die schmerzgebeugte Martha abspeisen, wäre mehr als grausam gewesen, fast ein Hohn auf die Auferstehungsahnung, die sie mit dem Volke des alten Bundes teilt, ihre einzige, schwache Hoffnung. Und schon hat sie es gefaßt: hier ist Leben, das den Tod überwindet, den Gräbern die Toten wieder nimmt. Zuversichtlich antwortet sie: „Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes“ — daß du Leben bist und Leben giebst, wenn ich auch nicht weiß, wann und wie.

Jene Marthastunden bringt uns der Totensonntag. Das Ende des Kirchenjahres heißt uns den Weg zu den Gräbern unsrer Entschlafenen gehen. Hat sich jüngst kein Hügel über einem uns teuern Toten gewölbt, dann früher. Können wir nicht in Wirklichkeit an die Friedensstätte treten, so doch im Geiste. Für den Christen gilt nicht der Spruch der Welt: Aus den Augen, aus dem Sinn. Von selbst steigen vor uns auf die Gestalten derer, die mit uns gearbeitet haben, mit uns ein Stück des Pilgerweges gewandert sind. An uns, um uns spüren wir den Segen, den sie uns schufen: des Lebens Führen vom Vater, des Sinnes Art von der Mutter, Wissen und Weise des Schaffens von jenem Lehrer, Herausbildung einer Gabe, Niederhaltung eines unlautern Triebes, Abstumpfung gegen eine Versuchung von diesem Freunde, Ergänzung des Wesens, Ausgestaltung des Charakters durch den Gatten oder die Gattin, erneute Erziehung durch ein Kind. Vieles in unserm Innern, was wir als unsern eigensten Erwerb zu betrachten pflegen, erweist sich dem prüfenden Blicke als Gabe Geschiedener. Leichter erkennst du das mannichfaltige äußerliche Erbe, das du angetreten hast. Nach einer Sage ließ ein Heiliger bei seiner Himmelfahrt seine Fußspur im Lande seines Volkes zurück, und wer sie andächtig betrachtete, wurde immer aufs neue gesegnet. Eines jeden Lebensland zeigt die Fußtritte manches edeln Segensspenders. Der Staub der Zeit hat vielleicht einzelne verdeckt, aber die scharfe Herbstluft, die heute weht, jagt ihn hinweg, und wenn heute nicht, dann schwerlich sonst einmal — wir aber wären so keines weitern Tages und Gutes mehr wert.

Gestorben, begraben, verloren — wie überaus traurig tönen diese Worte. Ihr dumpfer Klang legt sich drückend, fast erdrückend auf das Herz. Dahin, was mein einst war, das beste von dem, was die Erde giebt. O Tod, Tod! Dagegen sträubt sich alles in mir. In meinem Innern ruft es: Leben! in meinem Herzen klopft es: Leben! in meinen Adern drängt es: Leben! meine Liebe fordert: Leben! meine Gedanken entscheiden: Leben! Was jene teuern Entschlafenen, jedes für sich, waren, was sie an mich gebunden, was sie mir gaben, ihre Liebe, ihre Weisheit, ihre Treue, ihr Vorbild, das lag nicht in ihrem Fleisch und Blut: das kann nicht mit diesem verwesen! Das war nicht Erde, so gewiß die Erdscholle dort auf dem Gottesacker nicht mit mir denkt und fühlt — das kann nimmermehr zu Erde geworden sein. Meine Geschiedenen und ich — wir können nicht elender sein als die Tiere des Feldes, die nicht lernen, streben, so lieben wie wir, nicht aus Stückwerk und Anfängen hingehen wie wir, nicht sich so manches um höherer Zwecke willen versagen wie wir, nicht mit Bewußtsein leiden wie wir. Sind wir roher geworden als die alten Heidenvölker, die dem umherwandelnden Ich wieder eine Stätte im Leibe gönnten, das eigentliche Menschenwesen wenigstens in ein Schattenreich versetzten, die Heldenseelen im glänzenden Festsaale wohnen ließen? roher als die Juden, deren Fromme mit Martha eine Auferstehung hofften?

Was grübelst du, trauerndes Menschenkind? Lässest dich immer wieder einnehmen von dem, was Menschen zu deiner Herzens- und Lebensfrage dichten und sagen, Menschen, die gar nicht entscheiden können, was über ihren Gesichtskreis, über ihr Erdendasein hinaus liegt. Sie wissen nicht, was morgen sein wird. Da ist Meinung, lauter Meinung. Am Sarge seines Liebsten glaubt auch der Prophet des großen Nichts, der Anhänger des Aufgehens der Seele in die Weltseele, der Freund des Fortlebens nur im Geschlecht, nicht mehr an seine Lehre. Ganz heimlich spricht in ihm eine Stimme: Es ist doch wohl anders. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; aber sie suchen viele Künste. Ich will Leben, Leben für mich, Leben für meine Entschlafenen. Das heißt aufrichtig reden.

Hörst du die Antwort auf deinen Sehnsuchtsruf? „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubest du das?“ Hier ist nicht Meinung, Ansicht, Lehre: hier ist Person, und diese Person ist Leben, wie der Quell Wasser ist, aus dem wir schöpfen, um zu trinken, wie die Sonne Licht ist, dem wir die Augen öffnen, um zu sehen. Er hat das

Leben aus sich selber, und wer sich kühn zusammenraffen, mit starker Hand gleichsam sein Selbst nehmen, in jene Person versetzen und an sie hängen kann, der hat das Leben, ihn durchdringt das Leben, und weil dieses nun oben aus der Ewigkeit stammt, kann es der Tod nicht töten, sondern nur zu weiterer Vollendung führen. Auch das Grab muß einst seinen Raub wiedergeben, daß dem Leibe ewiges Leben werde und der ganze Mensch Leben sei und lebe im Lande des Lebens, bei dem Herrn des Lebens, in der Gemeinde der Lebendigen.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ O du einziger, seliger Trost, du linde Salbe für die brennenden Herzenswunden, du Friede in der Unruhe der Trauer.

Herr, du fragst mich: Glaubest du das? Ja, ich glaube es; ich will es glauben, bis mir das Herz bricht. Wer dich hat, mein Leben, für den giebt es kein Sterben. C F

Evangelienkritik für die Gemeinde

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen,“ herausgegeben von Fr. von Holtzendorff, Neue Folge, Heft 14/15, hat Stadtpfarrer Brückner in Karlsruhe „die vier Evangelien nach dem gegenwärtigen Stande der Evangelienkritik“ darzustellen unternommen. Gewiß ein dankenswertes Unternehmen, die gebildeten Christen über Charakter und Herkunft jeder einzelnen dieser vier wichtigen Urkunden aufzuklären. Hängt doch von der Frage, welches Maß von Glaubwürdigkeit diesen Schriften zukomme, zwar nicht die Geltung unsers christlichen Glaubens, aber doch zu einem guten Teile die Gestaltung der Aussagen ab, die wir über den Stifter unsrer Religion zu machen berechtigt sind. Und auch abgesehen hiervon hat es für den aufmerksamen Bibelleser, welcher in den vier Evangelien neben auffallenden Uebereinstimmungen bemerkenswerte Verschiedenheiten wahrnimmt, ein großes Interesse, über den eigentümlichen Charakter einer jeden dieser Schriften belehrt zu werden und zu erfahren, wie ihr gegenseitiges Verwandtschaftsverhältnis und wiederum ihre Verschiedenheit von einander sich erklärt.

Leider bietet unser Verfasser eine angemessene Belehrung über diese Fragen nicht dar, noch hat er in seinem Schriftchen erfüllt, was der Titel verspricht. Statt den gegenwärtigen Stand der Forschung wirklich darzulegen, beschränkt er sich auf dasjenige, was eine einzelne theologische Schule geleistet hat, und deutet nur einige male an, daß andre Gelehrte, die doch sehr solide und keineswegs kritiklose Arbeiten geliefert haben, zu sehr abweichenden Ergebnissen gelangt sind. Diejenige Kritik, für welche der Verfasser diesen Ehrentitel allein in Anspruch nimmt, versucht die Evangelienfrage von der Annahme aus zu lösen, daß in den ersten christlichen Zeiten alles beherrscht gewesen sei von dem Gegensatz, Kampf und der allmählichen Ausgleichung zweier großen Parteien, die zwei ganz verschiedene Auffassungen des Christentums darstellen, nämlich der judenchristlichen, gesetzlichen, von den Urapostеln und Jakobus geleiteten Richtung, und der heidenchristlichen, gesetzesfreien Partei, die in Paulus ihr Haupt gehabt habe. Die vier Evangelien sind Tendenzschriften dieser Parteien in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, und daraus vor allem erklärt sich ihre Verschiedenheit und ihr gegenseitiges Verhältnis. Folgen wir nun unserm Verfasser in seinen dieser Richtung angehörigen, aber teilweise von ihm selber eigentümlich vervollständigten Annahmen, so steht es um den Charakter und die Abfassung unsrer vier Evangelien so.

Das älteste ist das Markusevangelium, höchst wahrscheinlich ein Werk aus einem Gusse, noch vor dem Jahre 70 entstanden. Dasselbe gehört der paulinischen Richtung an und ist zu dem Zwecke geschrieben worden, „um den Nachweis zu geben, daß das Evangelium des Heidenapostels mit dem Evangelium Jesu Christi übereinstimmt.“ Geflissentlich soll deshalb in ihm überall hervorgehoben sein, daß die Lehre Jesu eine neue, vom jüdischen Gesetze freie, ja dem Opfer- und Tempeldienste entgegengesetzte ist und die Rettung auch der Heiden in Aussicht nimmt. Gleichwohl dürfen große Partien dieses Evangeliums auf geschichtliche Glaubwürdigkeit Anspruch machen, indem der Verfasser, der Jerusalemer Markus, Augenzeuge mancher Ereignisse war und im übrigen den Apostel Petrus zum Gewährsmann hatte. Diese Vorliebe für das Markusevangelium mit seiner starken Betonung der Wunderwirksamkeit Jesu kann auffallen bei einem Theologen, der vor einiger Zeit dadurch von sich reden machte, daß er in einer Theologenversammlung die Möglichkeit von Wundern mit aller Entschiedenheit bestritt und der auch in der vorliegenden Schrift alles Wunderbare schlankweg als sagenhaft behandelt. Aber wir erfahren zugleich, daß die sagenhaften Wundererzählungen im Markusevangelium so ernst nicht gemeint sind. Der Evangelist habe, wie „von selbst einleuchten“ müsse, mit solchen Erzählungen nicht sowohl Geschichte, als vielmehr „Sinnbilder“ geben wollen, um den Inhalt oder die Bedeutung der Lehre Jesu zu veranschaulichen. Eine „poetische Auffassung“ walte in dem Evangelium vor. Die Geschichte von der Verklärung z. B. ist nur die symbolische Darstellung des Gedankens, daß die Gemeinde Jesu nach seinem Tode in ihm den Sohn Gottes erkannt und verehrt habe. Die Auferstehung Jesu ist ein Sinnbild dessen, daß der „Mann von Nazareth“ nur „aus Nacht zum Licht, aus dem Tode ins Leben“ eingegangen sei.

Ein ganz andres Urteil trifft unser erstes Evangelium nach Matthäus. Dasselbe ist geschrieben im judenchristlichen Gegensatze zu Paulus und seiner Lehrweise. Ja der Evangelist legt dem Herrn Jesus mehrfach Aeußerungen in den Mund, durch welche der Apostel Paulus und seine Lehre im voraus verdammt werden. Gleichwohl sieht sich der Evangelist durch die Rücksicht auf seine Leser genötigt, auch solchen Erzählungsstoff — aus Markus — in sein Geschichtswerk aufzunehmen, der zu seinen Anschauungen eigentlich nicht paßt und von Markus zum Erweise der Wahrheit des Paulinismus verwertet war. Wie zur Entschädigung dafür erfindet er aber eine Reihe von Gleichnissen, die auf judenchristliche (?) Art die nahe Wiederkunft des Herrn stark betonen, obgleich der Evangelist, als ein Mann aus später Zeit, eigentlich an die Nähe der Wiederkunft nicht mehr glaubt! Der geneigte Leser hat vielleicht in seiner Unschuld bis dahin die Parabeln in Matth. 25 von den zehn Jungfrauen und vom Weltgericht zu dem Herrlichsten gerechnet, was die Bibel enthält, und gemeint, daß nicht mit Unrecht die Künstler alter und neuer Zeit sich durch dieselben haben begeistern lassen. Jetzt erfährt er zu seinem Staunen, daß diese und viele andre wundervolle Gleichnisse des Matthäusevangeliums das „eigenste Eigentum“ eines so beschränkten Kopfes, ja unlauteren Charakters sind, wie nach der Darstellung des Verfassers der erste Evangelist gewesen sein muß. Soll man solch eine Art von „Kritik“ ernst nehmen? — Mit mehr Freude liest man, was der Verfasser über die uralte Sammlung von Herrnworten sagt, welche nach der fast allgemeinen Annahme aller Kritiker dieser Evangelist ausgiebig benutzt hat und welcher z. B. der Inhalt der Bergpredigt angehört.

Das dritte Evangelium hat seinen Stoff bis auf das, was mündliche Ueberlieferung oder eigne Dichtung ist, aus eben dieser ältesten Quelle, aus Markus und auch aus Matthäus geholt, wiewohl es die „eigentümlich matthäischen Gleichnisse als unechte, spätere Bildungen des judaistischen Evangeliums“ vornehm ablehnt. Denn in ihm haben wir wieder einen „Pauliner,“ freilich einen aufgeklärten, „hellenisirten.“ Er liefert uns „eine von feinem künstlerischen Sinne zeugende Gemäldegalerie, welche eine reiche Mannichfaltigkeit von Bildern darbietet, die zugleich Geschichten sind, und von Geschichten, die in ihrer Anschaulichkeit wie gemalte Bilder sich ausnehmen,“ wobei er „alles in das Gewand griechischen Geistes und griechischer Bildung einzuhüllen bestrebt ist“ — ein Kompliment, von welchem sich doch sehr zweifeln läßt, ob der schlichte Erzähler von Luk. 1. 2 es sich möchte angeeignet haben.

Der vierte Evangelist endlich — ob es der Apostel Johannes sein kann, die Frage wird auf der Höhe der Kritik, auf welcher unser Verfasser steht, gar nicht mehr aufgeworfen — hat noch viel weniger als die andern die Absicht, die Geschichte des Menschen Jesus Christus zu erzählen, sodaß sein Werk in keiner Weise noch als Quelle für das Leben Jesu verwertet werden darf; sondern er stellt religiöse Ideen auf philosophischer

Grundlage dar, und an Stelle des „Mannes von Nazareth" einen Idealchristus oder ein Christusideal.

Genug davon. Die theologische Meisterfrage nach der Entstehung der vier Evangelien ist gewiß noch nicht gelöst, trotz der Sicherheit, mit welcher Pfarrer Brückner die Ergebnisse seiner Forschung und derjenigen seiner Gewährsmänner vorträgt. Seine Arbeit könnte leicht den unerwünschten Eindruck hervorrufen, daß diese Richtung der Kritik das Ziel nicht erreichen kann, daß diese Tendenzschriftstellerei die Art nicht ist, in der wir uns die Thätigkeit der Verfasser unsrer Evangelien vorzustellen vermögen.

Und was ist der Ertrag der Brücknerschen Kritik für die Erkenntnis und Wertschätzung der Person Jesu? In warmen Worten schildert uns der Verfasser namentlich auf Grund der Bergpredigt Jesu den Mann, welcher uns die Anbetung Gottes im Geiste durch Wort und Vorbild gelehrt hat: das Gotteskind voll Ergebung, Vertrauen und ruhiger Heiterkeit; sein mildes, warmes, reines Herz; sein gewaltiges Wirken für die Stiftung eines Reiches Gottes in den Menschenherzen und seinen festen Glauben an die Zukunft dieses Reiches. Aber reicht dieses schöne Bild an dasjenige hinan, welches die Christenheit von ihrem Herrn und Heiland im Herzen trägt und immer getragen hat? Nicht ein Idealbild, sondern das Bild dessen, der die Verwirklichung des höchsten Ideals war und ist. Nicht das erste in der Reihe der Gotteskinder, sondern der Gottessohn. Nicht unser Meister nur, sondern unser Herr, der uns in sich den Vater offenbart und uns vor Gott vertritt. Unser Trost, unser Leben, unsre Hoffnung. Und es steht nicht zu befürchten, daß auch die schärfste, nüchternste Kritik der ältesten Urkunden seines Lebens und seiner Lehre uns je sein Bild in einem andern Lichte zeigen wird. Die Wahrheit dieses Bildes wird bestätigt schon durch die vollkommen gewisse, auch von unserm Kritiker nicht bezweifelte Thatsache, daß Jesus von den Seinigen für den Christus wollte gehalten sein und das Wort des Petrus provozirt hat, durch welches dieser mit allen Jüngern nicht allein zu der Lehre, sondern zu der Person des Erlösers sich bekennt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn"; nicht minder durch das von allen Evangelien, ja allen neutestamentlichen Schriften bezeugte Wunder seiner Auferstehung, ohne welches der Ursprung des Christentums zum unerklärlichen Rätsel wird.

Wer aber Evangelienkritik treibt für die Gemeinde, sollte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit den Schein vermeiden, als seien auf diesem Gebiete wissenschaftliche Ergebnisse erzielt worden, welche irgend imstande wären, dieses Christusbild zu erschüttern. Denn das ist nicht der Fall.

J-H

Das Ideal eines Andachtsbuches?

Am Anfang d. J. ist im Verlage von Wolff und Hohorst in Hannover ein Andachtsbuch erschienen, das in streng lutherisch-konfessionellen Blättern in der überschwänglichsten Weise gepriesen worden ist: „Suchet in der Schrift." Tägliche Andachten für das ganze Kirchenjahr aus den Texten des in der lutherischen Landeskirche Hannovers gebräuchlichen Lektionars von D. theol. Joh. Sam. Büttner, Pastor am Henriettenstift in Hannover.

Wer mit hannoverschen Verhältnissen vertraut ist, wird sich über diese anerkennenden Urteile nicht wundern: Pastor Büttners Name hat hier einen guten Klang. Die Kirche des hannoverschen Diakonissenhauses, an welchem derselbe seit einer langen Reihe von Jahren in der segensreichsten Weise wirkt, ist längst zu klein geworden, um die Menge derer zu fassen, die am liebsten „im Stift" den Sonntag feiern, und weit über die Grenzen der Stadt Hannover hinaus — soweit die „Blätter aus dem Henriettenstift" gelangen, soweit die Sammelbücher reichen, vielerorten, wo Pastor Büttner einmal eine Missionsfestpredigt gehalten hat — kurz, im weiten Gebiete der ganzen Provinz hat dieser Mann um die Belebung christlichen Glaubens und helfender Liebe sich hohe Verdienste erworben. Man mußte etwas Hervorragendes von ihm erwarten.

Dazu kommt, daß Pastor Büttner zu den Theologen gehört, denen es heiliger Ernst ist, „orthodox" zu sein, d. h. ohne Abzüge, Zuthaten und Umdeutungen das genaue Schriftwort und die reine kirchliche Lehre zu predigen. Diejenige der theologischen Fakultäten Deutschlands, welche noch treuer als Erlangen und Leipzig die Ueberlieferungen der lutherischen Orthodoxie bewahrt, die theologische Fakultät der mecklenburgischen Landesuniversität Rostock, hat ihm im Lutherjahre die Ehre des theologischen Doktorats zuerkannt. Büttners Tägliche Andachten mußten auch aus diesem Grunde vielen höchst willkommen sein.

Und das Buch selbst rechtfertigt in vieler Hinsicht die Erwartungen des Lesers. Selbst der, welcher nicht gesonnen ist, die sogenannte „kirchliche Objektivität" auf Kosten jener gesunden Subjektivität zu preisen, die z. B. in Funckes Andachten waltet, wird doch die Konsequenz achten müssen, womit dieser Standpunkt hier festgehalten ist. Nicht einmal die Textwahl ist subjektiv bedingt. Die altkirchlichen Evangelien und Episteln nebst der Reihe der in Hannover im Laufe des Jahres vorschriftsmäßig in den Sonntagsgottesdiensten zur Verlesung kommenden „Lektionen" sind den Andachten zu Grunde gelegt. Die Zusammenstellung dieser „Lektionen" in dem vor wenigen Jahren eingeführten Lektionar ist eine meisterhafte gewesen: Evangelien und Episteln einerseits, die Lektionen anderseits beleuchten und erklären sich gegenseitig, und nur wenige für die gemeinsame Erbauung geeignete Bibelstellen bleiben unverwertet. Büttners Andachten haben die Vortrefflichkeit des Lektionars in feinsinnigster Weise zur Anschauung gebracht. Auch die am Schlusse der Andachten verwendeten Liederverse sind sämtlich dem Gemeindegesangbuch entnommen, und die Gebete entstammen ebenfalls, wenigstens „großenteils, dem Schatze der Kirche."

Weiter ist nirgends die eindringendste Bibelkenntnis zu verkennen, die durch vieles „Suchen in der Schrift" erworben ist. Und die schlichte und ernste, allem falschen Pathos und ungeistlicher Rhetorik fernbleibende Sprache dringt nicht selten mit der heiligen Wucht alttestamentlicher Prophetenrede an das Herz des Lesers. An einer Reihe von Andachten wird jeder ernste Christ sich herzlich erbauen.

Dennoch habe ich das Buch, nachdem ich es wochenlang in der Hausandacht gebraucht hatte, traurig zur Seite gelegt, habe für mich allein es durchgelesen und komme um die sorgende Frage nicht herum: Ist wirklich dies Büttnersche Buch für weite Kreise das Ideal eines Andachtsbuches? Es wäre schmerzlich, wenn diese Frage bejaht werden müßte.

Daß solches Urteil nicht durch Büttners Orthodoxie bestimmt ist, braucht hier nicht versichert zu werden. Von allen wirklich ernsten „gebildeten" Christen sollte man als eines der vornehmlichsten Zeichen christlicher Bildung erwarten dürfen, daß sie an wahrhaft christlichen Gedanken sich erbauen können, auch wenn dieser Kern in eine ihnen fremde Schale gehüllt ist, und dies umsomehr, wenn solche Schale uns ehrwürdig sein muß als das Erbe unsrer Vorväter. Und wenn auch hier die Schale bisweilen recht hart ist, dieser Umstand würde uns nie zu jenem Urteil bewegen.

Auch das schlage ich nicht hoch an, daß des Verfassers Orthodoxie eine Reihe wissenschaftlich-theologischer Meinungen einschließt, die — auch nach dem Urteil mancher seiner Gesinnungsgenossen — zweifellos irrig sind. Man vergleiche (S. 252 f.) die erbauliche Verwertung der — wissenschaftlich unhaltbaren — jesaianischen Abfassung von Jes. Kap. 40—66. Derartige Velleitäten sind nur dem Theologen anstößig; andre Leser empfinden sie nicht.

Eher schon scheint mir dies ein wirklicher Mangel zu sein, daß der Orthodoxie, die uns hier entgegentritt, bisweilen die Nüchternheit, Klarheit und Besonnenheit fehlt, welche der alten Orthodoxie eigen ist. Wer darein seine Ehre setzt, in einer ungläubigen Zeit die „reine" Lehre tadellos zu vertreten, sollte umso ängstlicher sich hüten, die Grenze zwischen der kirchlichen Lehre und zwischen poetischen Vorstellungen und frommen Phantasien zu verwischen (1), sollte in der Verwendung von Bibelstellen die Schärfe der Unterscheidung zwischen dem Bilde und der Sache, der Darstellung und ihrem Inhalte, die bei den Alten sich findet, nicht vermissen lassen (2), sollte endlich vor den Abgeschmacktheiten der erst durch den Pietismus eingeführten „Sprache Kanaans" (S. 340) sich völlig hüten (3).

Ist es aber etwas andres als Phantasie, wenn der Verfasser S. 297 eine Andacht über Joh. 15, 26 bis 16, 4 mit folgenden Sätzen beginnt:

Der heilige Geist zeugt von Jesu. Er kann's, denn er erforschet auch die Tiefen der Gottheit. Er ist Zeuge gewesen bei jenem geheimen Zwiegespräch des Vaters und des Sohnes, als der Vater sprach: „Fahr hin, mein's Herzens werte Kron'", und als der Sohn antwortete: „Ja Vater u. s. w." (vergl. auch S. 6).

An einer andern Stelle würde diese phantastische Ausmalung in ihrer Vielwisserei vollends sonderbar erscheinen, wenn sie nicht wegen ihrer Beziehung zu 2. Kor. 8, 9 geradezu ärgerlich wäre. Es heißt S. 378 von der gestorbenen Tabea (Apostelgeschichte 9, 36 ff.):

Nun hat der Herr ihr erlaubt, nach des Lebens Last und Hitze heimzukommen in die Ruhe der Heiligen bei Jesu im Licht. Da betet sie bereits an vor dem Throne des Lammes. Da trinkt sie vom Wasser des Lebens umsonst.... Da spricht sie zu sich selbst: Hier ists gut sein, hier laß mich bleiben! Aber die Gemeinde in Joppe ruft den Petrus. Und Petrus, da er die verwaiste weinende Gemeinde und sonderlich die Witwen alle sieht, ruft den Herrn an, daß er die Tabea ihrem Dienste zurückgebe. Der Herr aber — er gebeut der treuen Magd, den Himmel zu verlassen, mit den Lobgesängen der vollendeten Gerechten die Seufzer der noch auf Erden im Jammerthal Pilgernden zu vertauschen und noch einmal nach ihrem Balsamkrug zu greifen. Tabea aber gehorcht [!], sie wird eine Nachfolgerin dessen, der reich war und arm ward für uns. —

Für das Zweite nur ein Beispiel. Wo bleibt die durch die kirchlichen Vorstellungen von Gottes Wesen geforderte Vorsicht in der Benutzung anschaulich redender Stellen des Alten Testaments, wenn es S. 337 heißt:

Oder meinst du, meine Seele, der Herr könne dich einmal ganz verstoßen und gar zu Grunde richten? Dein Gott hat einmal die Welt mit der Sintflut verderbet und das Menschengeschlecht ausgerottet bis auf den einen, Noah und seine Kinder. Aber es hat ihn gereut, es thun zu müssen, und er hat beschlossen, daß es nimmer wieder geschehen soll, daß er nimmer wieder ein Vernichtungsgericht über die Welt ergehen lassen will. Ja wie er beim Anblick des Opfers Noah und beim Geruch des süßen[?] Räuchopfers verheißen hat, es solle nimmer wieder aufhören Samen und Ernte...., also hat er im Blick auf das eine, ewig giltige, blutige Opfer Jesu am Kreuz beschlossen, nimmer wieder über das arme sündige Menschengeschlecht bis zum Verderben zu zürnen. —

Was endlich das Dritte anlangt, so sind zwar die Geschmacklosigkeiten der Sprache des Pietismus hier selten. Aber sie fehlen doch nicht ganz. Schon einen unschönen Ausdruck wie „Blutarbeit" Christi (S. 311) können wir der Brüdergemeinde lassen (vgl. auch die Verwertung von Jerem. 2, 1 auf S. 81); vollends unerträglich aber und gänzlich unverständlich für gewöhnliche Christen ist ein Satz, wie er S. 264 sich findet:

Wenn Stephanus diese Gewißheit nicht hatte..., woher hätte er dann die Freudigkeit und den Löwenmut nehmen sollen, dem Behemoth des Hohenrates in die Zähne zu gehen! — Diese Freudigkeit als eines Einhornes schenke dir der Herr! —

Schon diesen dreifachen Ausstellungen gegenüber muß man fragen: Weshalb hat keiner der Rezensenten das gerügt? Ist dergleichen für die Rezensenten und die Kreise, die hinter ihnen stehen, Ideal? Wird man nicht behaupten müssen, daß, wer hieran nicht Anstoß nimmt, wohl in Konventikelkreisen, nicht aber auf dem Markte des heutigen Lebens verstanden werden wird?

Doch dies alles ist nebensächlich gegenüber dem, was an dem Büttnerschen Buche vornehmlich betrübend ist. Diese Hauptsache ist die Exklusivität des Standpunktes, ist das bewußte Selbsteinspinnen in die Grenzen einer dem gebildeten modernen Menschen völlig unverständlichen Anschauung, die überdies, nebenbei gesagt, an einem entscheidenden Punkte eher reformirt ist als orthodox Lutherisch, denn nicht nur „im Anfang seiner geistlichen Entwicklung" (S. 508) dachte Luther in Bezug auf den Kanon der heiligen Schrift unbefangener als Pastor Büttner (vgl. Nr. 31 und 32 dieser Zeitung). Büttner geht offenbar von der Voraussetzung aus, daß die heilige Schrift nicht nur Gottes Wort enthalte — wie alle diejenigen zugeben, die von einem „gottmenschlichen" Charakter der heiligen Schrift sprechen —, sondern in allem Einzelnen untrügliches Gotteswort sei. Er spricht nur zu Lesern, die das anerkennen, und eben dies, nicht jene Voraussetzung selbst, ist betrübend.

Ist es nicht ein gar seltsames Publikum, das hier vorausgesetzt zu sein scheint? Es muß aus Gebildeten bestehen — denn für einfachere Christen sind diese Andachten meist zu hoch —; unter ihnen müssen viele weitgeförderte, schrifterfahrene Christen sein, andre noch völlig unbekehrt, noch nicht geschützt gegen grobe Versuchungen: aber sie alle müssen die Voraussetzung des Verfassers über die völlige Identität von Wort Gottes und heiliger Schrift teilen. Wo findet man im neunzehnten Jahrhundert ein solches Publikum? Tholuck sagt sehr richtig:

Wir müssen den Verächtern der Religion unter den Gebildeten die Hände entgegenstrecken. Als einen wesentlichen Grund, warum auch christlich gesinnte Prediger in vielen Fällen nicht vermögen, die Gebildeten wieder herbeizuziehen, seh' ich dies an, daß sie aus dem Kreise des Glaubens für die innerhalb dieses Kreises Stehenden reden und dadurch denen, die außer diesem geweihten Kreise stehen, unverständlich werden. Die Macht des Herkömmlichen in der Form und Abfassungsweise der Predigt hat einen schädlichen Einfluß. Jahrhunderte lang hat der Glaube, in diese Form gebracht, segensreiche Früchte getragen; aber es war eine Zeit, in der der Glaube noch Substanz des Volkslebens war. Diese Zeit ist hin, für die höhern und höchsten Klassen der Gesellschaft fast gänzlich hin. Eine altertümliche Sagenwelt sind ihnen die Geschichten der Bibel, von zauberhaftem Halbdunkel umleuchtet.... So muß denn also der Prediger neu aufbauen. Nicht daß er selbst aus der hohen, festen Burg seines Glaubens an das Wort der Offenbarung herausgehen und herniedersteigen sollte auf jene weiten, baumlosen Flächen, wo die Winde des Aufgangs und Niedergangs ihr Spiel haben. Aber freundlich soll er zu den Umherirrenden sich herabneigen und lockend mit seinem Finger nach den Pfaden deuten, welche in die Burg führen. (Witte, Das Leben Tholucks 2, S. 300.)

Was thut Büttner, diese, wie uns scheint, höchst zeitgemäße Forderung zu erfüllen? Lediglich nichts. Er erklärt die Texte aus dem Zusammenhang der kirchlichen Lehre und aus der Verbindung heraus, in der sie im Lektionar sich finden: die Zeit, in der wir leben, spiegelt sich hier nicht, und nichts thut dieser Prediger, um ein Kind unsrer Zeit herüberzulocken zu seinem Glauben. Was soll der moderne Mensch thun, der suchend vor dem „garstigen breiten Graben" steht — um ein Lessingsches Wort zu gebrauchen —, der ihn von des Pastors Grundvoraussetzung trennt?

Nur eine Andeutung habe ich gefunden. Am Reformationsfest fordert Büttner „die brünstige Bitte um die Gnade, daß uns der heilige Geist wolle solch Wort trotz Teufel, Welt und Vernunft immerdar für des Herrn Wort halten lassen." Im Zusammenhang bezieht sich die Bitte nur auf Gesetz und Evangelium, und in Luthers Sinn verstanden beten wir sie gern nach. Doch man thut dem Verfasser gewiß nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß ihm die Bitte mehr sagt. Die Bitte soll die Zweifel fernhalten, die ihm, die seinen Lesern in Bezug auf die Richtigkeit seiner Grundvoraussetzung sich aufdrängen. Wird die Anweisung zu solcher Bitte den Fernerstehenden gewinnen? Wird er nicht meinen, das sei eine Bitte des Blinden um Blindheit?

Doch so berechtigt jene Forderung Tholucks sein mag, darf man einem Buche daraus einen Vorwurf machen, daß es ihr nicht zu genügen weiß? Es würde uns das nicht einfallen, wenn nicht Büttner, wie es scheint grundsätzlich, die Berechtigung dieser Forderung bestritte. Er sagt S. 285:

Man kann sicher sein, daß Weltkinder, denen das Evangelium ein Stachel im Gewissen ist, alsbald anfangen, über „religiöse Ansichten" — wie sie das in ihrem Leichtsinn zu nennen belieben — zu streiten, wenn sie merken, daß sie einem Menschen gegenüber stehen, der auf Gottes Wort hält.... Was soll man thun, wenn so ein leichtfertiges Weltkind uns den Wortstreit anbietet? „Des ungeistlichen Geschwätzes entschlage dich, denn es hilft nichts zum göttlichen Wesen, sondern frißt um sich wie ein Krebs"; also antwortet St. Paulus. Und er hat Recht. Denn wer mit einem Ungläubigen über Glaubenssachen disputirt, der giebt schon zu(?), daß es eine fragliche, streitige Sache sei, da doch umgekehrt über die Wahrheit des Wortes keine Frage mehr sein kann.

Und das ist nicht eine unbedachte Aeußerung, über die ich hinweglesen könnte, wenn ich es nicht verantworten mag, die suchenden Seelen, die etwa durch mein Haus gehen, so wegzuscheuchen: nein, diesen Worten entspricht das Auftreten des Verfassers in seinem ganzen Buche nur allzusehr. Mit den „Weltkindern" hat er es nie zu thun; in dem Irrtum sieht er kein Irren, sondern nur einen Angriff des Unglaubens. So heißt es S. 98:

Wir werden es als einen Schnitt in die Seele empfinden, wenn jemand in Predigt und Lehre an des Heilands Kreuzes-, Lammes- und Opfergestalt etwas ändert. Wir werden in jeder falschen Lehre einen Flecken sehen auf dem unbefleckten Angesicht unsers Herrn, und werden eine Fälschung des Evangeliums als einen Raub unsers teuersten Gutes betrachten. (Vergl. auch S. 409.)

Es ist schwer begreiflich, wie ein Mann, dessen Amt ihn täglich lehrt, daß Kranke nicht schroff behandelt werden können, der Erkenntnis sich verschließen mag, daß die Liebe, die der Herr von uns fordert, uns zu einer andern Behandlung der „Ungläubigen“, der „Weltkinder“, verpflichtet, als der Verfasser dieser Andachten sie empfiehlt und übt. Es ist schwer begreiflich, wie ein Mann, den die Erinnerung an Melanchthons Wunsch, von der Zwietracht und der Streitsucht der Theologen befreit zu sein, für einen Augenblick emporhebt über „Kirchen und Parteien“ (S. 506), im verhaltenen Zorn sich abschließen mag gegen die moderne Welt, die ihn ebensowenig verstehen wird, wie er sie scheint verstehen zu wollen. Es ist schwer begreiflich, wie ein Mann, der weiß, was Glauben heißt, ein Mann, der S. 445 die Rede des Petrus im Kap. 15 der Apostelgeschichte in die Worte zusammenfaßt: „Leget keine Last und kein Joch weiter auf der Jünger Hälse, welches weder unsre Väter noch wir haben tragen mögen, sondern laßt sie gerechtfertigt hinabgehen in ihr Haus und ihren Glauben in der Liebe beweisen,“ — dennoch der Botschaft vom Glauben die schroffste, den modernen Menschen abstoßendste Form geflissentlich geben kann.

Doch so betrübend es ist, daß der Verfasser in diesem Buche in diesem Sinne zu wirken für recht gehalten hat, noch betrübender ist, daß die „kirchlich“ gesinnten Rezensenten nur gelobt haben. Soll das kirchliche Parteiwesen uns ganz verblenden? Will man nicht sehen, daß hier eine Exklusivität waltet, die zwar orthodox sein mag, wenn nicht im Sinne des sechzehnten, so doch im Sinne des siebzehnten Jahrhunderts, gewiß aber nicht dem Vorbilde dessen entspricht, der sich freute über den Jüngling, der „nicht ferne“ war vom Reiche Gottes (Mark. 12, 34)?

Es ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht leicht geworden, sich öffentlich so zu äußern. Denn er hat selbst mehr als eine Gelegenheit gehabt, den Mann, dessen ernstgemeinte Gabe er so ernstlich hat ablehnen müssen, persönlich hochachten zu lernen; er weiß auch, daß, was er geschrieben, manchen, die er schätzt und liebt, zunächst mißfallen wird; doch, auch wenn die Verlagshandlung nicht selbst eine Anzeige in diesen Blättern angeregt hätte, würde Schweigen hier Unrecht gewesen sein. Die Sache ist wichtig genug. Wenn die, welche orthodox sein wollen, diejenige Art der Predigt des Evangeliums für ideal halten, welche Büttner hier übt, dann mögen sie einzelne willig machen, mit ihnen zu fliehen aus dem Sodom und Gomorrha unsrer Tage (S. 5): unser Volk aber wird, verwundet, wie es ist, liegen bleiben zwischen Jerusalem und Jericho (Luk. 10, 30 ff.). Es ist daher unser herzlicher Wunsch, daß die Herren Rezensenten noch einmal diese Täglichen Andachten lesen möchten, und daß es dann dem Verfasser von seinen nähern Gesinnungsgenossen gesagt werde, daß seine Art von „Orthodoxie“ mehr schadet als einzelne Verstöße gegen die orthodoxe Lehre bei solchen, die mit suchender Liebe auch denen nachgehen, die im geistlichen Sinne krank und siech geworden sind. L

Deutsche Lourdespilger

Den Wallfahrten der katholischen Kirche wird in protestantischen Kreisen selten viel Aufmerksamkeit geschenkt. Die Zeit, wo die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier ein gewaltiges Aufsehen erregte, ist vorüber, und die religiöse Bewegung, zu welcher die Opposition dagegen den Anstoß gegeben, ist ohne tiefer gehende Wirkungen geblieben. Daß es noch vielbesuchte Gnadenorte giebt, ist wohl bekannt genug; indessen, so lange keine Ausschreitungen vorkommen, die zu polizeilichem Einschreiten Veranlassung bieten, beunruhigt sich die öffentliche Meinung darüber nicht. Einzelne Kuriosa über Wunderheilungen, die vorgekommen sein sollen, werden etwa auch in den Tagesblättern berichtet. Darin sehen aber die meisten Protestanten kaum mehr als ein Anzeichen für die beklagenswerte Macht, welche der Aberglaube im katholischen Volke thatsächlich noch besitze, trösten sich im übrigen aber damit, daß doch einsichtigere Katholiken aufgeklärt genug seien, sich darüber erhaben zu wissen. Wie wenig aber diese vorausgesetzte Aufklärung der Gebildeten verhindert, daß der Wunderglaube in allen Schichten der katholischen Bevölkerung und nicht am wenigsten in den höchsten Gesellschaftskreisen seine üppigsten Blüten treibt und von der katholischen Kirche aufs beste ausgenützt wird, läßt sich wieder einmal recht deutlich erkennen an dem Beispiel des in den letzten Jahren zu besondrer Berühmtheit gelangten südfranzösischen Gnadenortes Lourdes.

Staunenswert ist es, was über die Menge der dort alljährlich zusammen strömenden Pilger, den Glanz der dort gefeierten Feste, die Pracht der neuerbauten Wallfahrtskirche und den Reichtum der ihr zugewandten Weihgeschenke erzählt wird. Uns liegen darüber mehrfache Berichte von Augenzeugen vor. Dabei gewährt es ein ganz besondres Interesse, zu sehen, wie Gebildete von ganz verschiedner Denkweise und religiöser Richtung sich durch die Vorgänge in Lourdes gefangen nehmen, ja bezaubern lassen.

Lassen wir zuerst einen harmlosen Touristen zu Worte kommen, der gewiß nichts weniger im Sinne hat, als für das Wallfahrtswesen und den Katholizismus Propaganda zu machen. Einer im „Ausland“ (1886, Nr. 29) erschienenen Reiseskizze: „Die französischen Pyrenäen“ von Richard Fritzsche, also einem Deutschen, vielleicht sogar protestantischen Bekenntnisses, entnehmen wir die nachfolgenden Mitteilungen und Bemerkungen:

> Bernadette Soubirous, eine vierzehnjährige Müllerstochter des Ortes, hatte in der heute verherrlichten, am Gave von Lourdes gelegenen Grotte eine Erscheinung der heiligen Jungfrau, die sie mit dem Auftrage zu den Priestern schickte, man möge ihr über der Grotte eine Kirche bauen und sie an diesem Gnadenorte mit Prozessionen feiern. Man braucht nicht zu zweifeln, daß Bernadette thatsächlich die Himmelskönigin gesehen und wirklich sprechen hörte, freilich nur auf der Bühne ihres erregten Seelenlebens. Von den Priestern wiederholt befragt, bestätigte sie in aller Einfalt die ihr gewordene Vision: das Wunder war geschehen, und heute erhebt sich über der Grotte die schönste Kirche der Pyrenäen.

Wir sehen: Unser Berichterstatter urteilt ziemlich skeptisch. Er will gewiß nicht darauf verzichten, als „aufgeklärter“ Mann zu gelten. Das hindert ihn aber nicht, alles, was er in Lourdes gesehen, wunderschön zu finden. Er erzählt von der Prozession der südfranzösischen Pilger, welcher er beigewohnt. Da heißt es unter anderm:

> Der freie Platz vor der Grotte war nun stets mit Pilgern gefüllt. Man sah viele Schwerkranke, die hier Heilung suchen. Da ward von drei schwarzgekleideten Damen ein Rollsessel behutsam vorgeschoben. Darin saß ein junger französischer Offizier, der total gelähmt war. Er nimmt das Käppi ab und betet zur Maria, von der er die Heilung erfleht. Dort wird eine alte abgezehrte Dame in einer Sänfte vor das Grottengitter getragen; neben ihr erhält sich mühsam ein Betender mit seinen Krücken. Mit der fallenden Sucht behaftete Schwindsüchtige, Gemütskranke, sie umlagern, wie einst Jesum, nun seine Mutter.

Und diese Schilderung schließt er mit den Worten:

> Es ist ein bewegendes, ja mächtig ergreifendes Schauspiel, diese einfachen, frommen Leute in solcher Menge mit den Lichtern in den Händen, mit vor Freude leuchtenden Augen und frischem Gesange zur heiligen Grotte wallen zu sehen.... Als mich die Bahn weiter führte, da sagte ich mir: In Lourdes hast du keinen Tag verloren.

Wir könnten hier von unserm Touristen Abschied nehmen. Aber ein kleines Erlebnis im Eisenbahnwagen, das ihm auf der Fahrt von Lourdes nach dem modernen Modebad Cauterets begegnete, ist so charakteristisch für die sentimentale Koketterie des französischen Katholizismus, daß wir uns nicht versagen können, seine Erzählung davon wiederzugeben. Ein Gewitter ist im Anzuge, als er auf der Station Pierrefitte mit andern umsteigt. N'est-ce pas, papa, il faut faire comme-ça? So sagt im Wagen, als der Donner schon rollte, eine allerliebste Kleine zu ihrem Vater, und bekreuzt sich dabei auf die anmutigste Weise. Papa winkt ihr lächelnd zu, das ganze Coupee sieht mit Wohlgefallen auf das Kind, das sich nun gegen jeden Unfall gefeit glaubt.

Nun, wenn unser aufgeklärter Berichterstatter solche Eindrücke aus Lourdes mit hinweggenommen, wenn ein deutscher Reisender es noch so rührend finden kann, wenn die Pflege des religiösen Sinnes schon bei dem heranwachsenden Geschlecht wesentlich in die Einübung religiöser Zeremonien gesetzt wird, was sich doch gerade im modernen französischen Katholizismus in der Veräußerlichung alles religiösen Lebens schwer genug gerächt hat, dann ists nicht eben sehr zu verwundern, wenn klerikale Berichterstatter eine noch viel enthusiastischere Schilderung

zu geben sich gedrungen fühlen. Vor zehn Jahren hat ein Priester der westfälischen Mark, zu Nutz und Frommen solcher, welche die Wallfahrt nach dem „so außerordentlich begnadigten“ Lourdes machen wollen, seine eigne Reise dahin beschrieben: Lourdes nach achtzehn Jahren. (Paderborn, 1877; Bonifaciusdruckerei.) Da erfahren wir denn nun, daß es sich bei den Wallfahrten nach Lourdes keineswegs um eine Erscheinung des modernen französischen Katholizismus handelt, die für die Kenntnis des religiösen Lebens in Deutschland nicht in Betracht komme. Der Verfasser zitirt außer zwei bereits ins Deutsche übersetzten französischen Büchern über Lourdes noch drei deutsch geschriebene. Er giebt in einem Anhange nützliche Winke für Lourdespilger und lebt der Hoffnung, daß sein kleines Schriftchen recht viele zu einer Pilgerfahrt nach dem berühmten Gnadenorte veranlassen werde. Er hat der Einweihung der prächtigen Basilika von Lourdes am 2. und 3. Juli 1876 beigewohnt, die in Gegenwart von fünfunddreißig Bischöfen (darunter drei Amerikanern) und gegen dreitausend Priestern, sowie des päpstlichen Nuntius von dem Erzbischof von Paris vollzogen worden ist. Außer der Beschreibung dieser Feier giebt er einen ausführlichen Bericht über die Marienerscheinungen, die den Ruf von Lourdes als Gnadenort begründet haben, und erzählt nebst andern Wundergeschichten auch eine Wunderheilung, bei welcher er Augenzeuge gewesen ist. Wir heben nur einiges zur Charakteristik des Berichterstatters hervor.

Er ist nicht ohne ein gewisses deutsch-nationales Bewußtsein. Tief verbittert wohl durch den Kulturkampf, von dem er in Ausdrücken redet, als ob es sich um eine neue Diokletianische Christenverfolgung handle, ist er doch weit entfernt, sein Deutschtum zu verleugnen oder mit seinen politischen Sympathien auf seiten der Feinde Deutschlands zu stehen. Er will gewiß als guter deutscher Katholik dem Liberalismus, der ihm am allerverhaßtesten ist, in seinem Patriotismus nicht nachstehen. Nur für den Katholizismus unsrer westlichen Nachbarn tritt er enthusiastisch ein. Er preist die französische Opferwilligkeit, die es ermögliche, an einen Bau wie den der projektirten Herz-Jesu-Kirche auf dem Montmartre zu denken, dessen Kosten sich auf Millionen belaufen würden; er rühmt die Andacht der zahlreich zusammenströmenden Gläubigen in den Jesuitenkirchen, die er besuchte, und hebt es als nachahmenswert hervor, daß bei den Kirchenfesten der Franzosen das Nationale durch das Kirchliche ganz verdrängt werde, sodaß nie die französische Trikolore neben der blau-weißen Kirchenfarbe oder der gelb-weißen päpstlichen Farbe gesehen werde. Selbst den Gesang der französischen Pilger: O Sainte Vierge, notre espérance, sauvez, sauvez la France au nom du sacre cœur! bekennt er mit hohem Genuß gehört zu haben, und kann sich nicht denken, daß irgend einer der Sänger vor der hehren Himmelskönigin dabei an etwas wie Revanchegelüste habe denken können, wie unsre deutschen Liberalen dies argwöhnten und darum der heiligen Jungfrau von Lourdes den Titel „Rachegöttin Frankreichs“ gegeben hätten. Das ganze Schriftchen ist allein getragen von dem glühendsten Enthusiasmus für die Herrlichkeit des katholischen Kirchentums, will nichts sein als ein dankbarer Gruß an die hohe, hehre Himmelskönigin, deren Liebe seinem Herzen von frühester Jugend an eingepflanzt worden sei. Als einen schönen Zug religiösen Lebens teilt er mit, wie die Pensionärinnen eines französischen Klosters sich gelobt hätten, für den Fall eines glücklich bestandenen Examens auf den St. Josefs-Altar ihrer Kirche schöne Blumenbouquets zu stellen und tausend Aves zu beten, und ferner, daß man dort oft noch am späten Abend einzelne zur Kapelle eilen sehe, um dem sakramentalen Gott (so!) das schöne Werk eines Sonntagsheiligungsvereins zu empfehlen. Ganz begeistert ist er für die eigentümlich französische Herz-Jesu-Verehrung und versäumt nicht, die Stätte aufzusuchen, wo dieselbe ihren Anfang genommen habe. Dort im Kloster der Heimsuchung zu Paray-le-Monial, wo „die selige Margaretha Alacoque“ einst lebte, fühlt er sich wie in Verzückung. Wenn man, so ruft er aus, sich in Lourdes dem Himmel nahe fühlt, dann kann ich das Kapellchen in Paray nur mit dem Worte schildern: „Dort ist man im Himmel.“ — Nur eins sucht man bei diesem christlichen Priester vergeblich, das ist ein Wort von Gott oder Christus, eine Erinnerung an einen christlichen Glaubensartikel oder auch nur einen frommen Wunsch zu Gott. Das Allgemeinchristliche ist bei ihm ganz verschwunden und verdrängt. Er liest die heilige Messe zu Ehren der heiligen Jungfrau von Lourdes; bei der hehren, unbefleckten Gottesmutter erfleht er sich Gnade, Trost und Frieden; ihr gilt sein Dank für den gnädigen Schutz auf der Reise. Wo er von dem Wirken eines seeleneifrigen Bischofs berichten will, da genügt es ihm, nur eins zu erwähnen, nämlich daß derselbe eine Bruderschaft vom unbefleckten Herzen Mariä gestiftet, und wo er den Gesang vernimmt: Sacre cœur de Jésus, ayez pitié de la France! da ruft er entzückt: „Das ist das Gebet der gläubigen, gottvertrauenden Franzosen!“ Ein rührender Zug ist uns in dem Büchlein aufgestoßen. Der sterbende Jesuitenpater Haslacher, dem der deutsche Priester als seinem vertriebenen Landsmanne in Paris einen Besuch abstattet, sagt ihm, als er von seinem Vorhaben, nach Lourdes zu pilgern, erzählt: „Dann beten Sie dort ein einziges Vaterunser für den armen sterbenden Haslacher.“ Im Munde der Lebenden ist wohl von den Geheimnissen des Rosenkranzes, dem Herz-Jesu-Dienst, dem Schutz unsrer lieben Frau von Lourdes, von allem möglichen, was für das Herz eines Katholiken erhebend und tröstend sein soll, nur nicht vom Christentum mehr die Rede. Eine Richtung im Katholizismus, die jesuitischer ist als die Jesuiten, eine alles Christlichen in der That entleerte krankhaft sentimentale Devotion, die sich in einem schwärmerisch verzückten Bilderdienst kundgiebt, der wenig mehr von Götzendienst verschieden ist, hat sich nicht nur in Frankreich, nein auch im katholischen Deutschland geltend zu machen verstanden, und diese Richtung ist es, die für Lourdes und seine Wunder Propaganda zu machen bemüht ist. Wie weit ihre Herrschaft reicht, mag dahingestellt sein. Daß unter den fünfunddreißig Bischöfen, die der Einweihung der Basilika von Lourdes beigewohnt, wenigstens kein deutscher Bischof sich befand, mag vielleicht als ein günstiges Zeichen dafür gelten, daß sie wenigstens im höheren Klerus und der zu ihm stehenden Priesterschaft noch nicht durchgedrungen ist. Wenn es nicht ein bloßer Zufall war. Die katholische Publizistik dagegen, welcher auch der Verfasser des besprochenen Schriftchens hie und da gedient zu haben bekennt, ist augenscheinlich ganz von ihr beherrscht.

Doch kehren wir zu Lourdes und seinen Wundern zurück. Eine noch ausführlichere Berichterstattung darüber bietet eine bereits in zweiter Auflage erschienene Schrift von Dr. Friedrich Hense: Lourdes und seine Wunder. (Paderborn, 1880, Bonifaciusdruckerei.) Derselbe, dem Anscheine nach unterrichteter und, soweit dies seine kirchliche Richtung zuläßt, auch urteilsfähiger und unbefangener, ist doch im übrigen dem westfälischen Priester geistesverwandt. Er bekennt sich zu der gleichen Schwärmerei für den Herz-Jesu-Dienst und giebt über die Entstehung desselben und seine Verbreitung besonders in Frankreich eine eingehende Schilderung. Für ihn ist Paray-le-Monial „die Quelle des Lichts, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt.“ Am Schluß seiner Reise ist auch er von dem innigsten Dank erfüllt — nur nicht etwa gegen Gott: nein, gegen die liebe Mutter Gottes von Lourdes und das göttliche Herz Jesu. Zur Charakteristik seiner Denkweise teilen wir noch eine patriotische Herzensergießung aus seinem Buche mit. Nachdem er die von den deutschen Lourdespilgern, als Weihgeschenk des lieben deutschen Vaterlandes gewidmete Fahne in der Basilika zu Lourdes beschrieben — dieselbe ist nach seinem Bericht unstreitig die schönste, größte und kostbarste unter allen, welche die französische Wallfahrtskirche schmücken, und nimmt auch von allen den würdigsten und hervorragendsten Platz ein —, folgen die Worte:

> Patriotisches Hochgefühl erfüllte beim Anblick dieser herrlichen und vor allen hervorragenden Fahne des deutschen Vaterlandes meine Brust, und eine gewisse stolze Freude vermochte ich kaum zu verbergen. Das schien dem P. Cottelat, einem deutschredenden Missionspriester, der uns freundlich umherführte, nicht entgangen zu sein. Mit einem etwas schelmischen Lächeln bemerkte er, da die deutsche Nation zur Zeit die erste sei, so habe auch ihrer Fahne der erste Platz gebührt. Der gute Pater wußte indes recht wohl, daß er durch dieses Wort, welches an bekannte liberale Tiraden erinnert, meinem Patriotismus nicht sonderlich schmeicheln konnte. Doch in etwas wollte ich gern dieses Lob für uns in Anspruch nehmen. Denn fürs erste wollen wir Deutsche gegen keine Nation in der Liebe und Verehrung der allerseligsten Jungfrau

zurückstehen, und überdies ist unser deutsches Vaterland in der Jetztzeit von Gott gewürdigt worden, in der ersten Reihe der streitenden Kirche zu stehen; es ist zur Vorkämpferin auserkoren in jenem welterschütternden Kampfe des modernen Heidentums gegen das Christentum.

Man sieht, was es auf sich hat, wenn die Klerikalen beteuern, in deutschem Patriotismus keiner andern Partei nachzustehen. Wie sich in den Augen unsers klerikalen Patrioten die Geschichte malt, sei wenigstens an einem Beispiele gezeigt. In dem Sturze Napoleons III. sieht auch er ein Gottesgericht. Für die frevelhafte Kriegserklärung gegen Deutschland gewiß? Behüte Gott! Die wird nicht mit einem Worte erwähnt. Nur folgende Betrachtung drängt sich dem treuen Sohne seiner Kirche beim Anblick der Tuilerien auf:

Hier saß vor noch wenigen Jahren auf stolzem Throne in dem höchsten Glanze des Glücks der mächtige Kaiser Napoleon. Europas Geschicke waren in seiner Hand, und die ganze Welt lauschte seinen Worten; mächtige Kaiser und Könige machten dem Mächtigeren den Hof. — Da begann er jene heuchlerische Politik gegen Rom und wurde zum Verräter am Päpste. — Was ist unmittelbar darauf aus ihm und aus aller seiner Größe und Macht geworden? Sein Thron ist jämmerlich gestürzt, seine Macht vernichtet, er selbst vergessen.... Er ist nur mehr ein neues Glied in der langen Kette von Beweisen, daß die Könige und Machthaber, welche freventlich Hand an die Kirche legen, schon hier auf Erden von der strafenden Hand Gottes und von seinen fürchterlichen Gerichten ereilt werden. Während jener stolze Machthaber von allen verschmäht und vergessen war, stand dagegen derjenige, den er stürzen wollte, der erhabene Papst Pius IX., groß und glorreich da.... Das möge unser aller Trost und Vertrauen sein und unsern Feinden zur Beschämung und Demütigung dienen.

Nach diesem Pröbchen ultramontaner Geschichtsbetrachtung kann man ungefähr ein Bild sich davon machen, in welchem Geiste der Geschichtsunterricht an denjenigen Lehranstalten erteilt werden mag, wo Geistesverwandte des Herrn Dr. Friedrich Hense mit demselben betraut sind.

Nach dieser Charakteristik des Berichterstatters wird man auch den Wert seiner Berichte über Lourdes würdigen. Natürlich findet er es ganz unbegreiflich, daß sogar ein katholischer Schriftsteller Deutschlands (Dr. Heinrich Hansjakob in seinen „Reiseerinnerungen aus Frankreich") zu behaupten gewagt habe, die Wallfahrtsprozessionen nach Lourdes seien viel mehr nationale als religiöse Demonstrationen, deren Hauptziel die Wiederherstellung Frankreichs sei und die alle darauf hinausliefen, zu bitten, daß Frankreich wieder die große Nation werde. Seinerseits giebt er höchstens etwa zu, daß bei den öffentlichen Predigten und Prozessionen la France öfter eine größere Rolle spiele, als es uns Deutschen behage, meint aber, das Große und Gute freudig anerkennen zu müssen, wenn es auch mit etwas nationaler Eitelkeit vermischt sei.

Daß in der heiligen Grotte fromme Bittschreiben an die Jungfrau Maria sich zu Hunderten finden, die dort von den Missionspriestern treulich niedergelegt werden, sieht er als ein rührendes Zeichen kindlichen Glaubens an und meint, nur die Klugen dieser Welten könnten das thöricht und kindisch oder gar abergläubisch finden. Auch nimmt er keinen Anstoß daran, daß mit den heiligen Chorgesängen sich der brausende Ruf der Pilger vermischt: Vive notre Dame de Lourdes! Ja, nicht nur imposant findet er die massenhaften Wallfahrten; nein, für ihn sind sie auch das herrlichste Beispiel unversiegbaren Glaubensmutes, ein unverkennbarer Beweis dafür, daß fast das ganze katholische Frankreich — dasselbe Frankreich, wo noch kurz vorher Unglaube und Gottlosigkeit am frechsten ihr Haupt erhoben hätten — nun zu Gott zurückgekehrt sei in frommer, bußfertiger Gesinnung. Was es bedeuten will, wenn er schildert, daß an dem heiligen Gnadenorte auch viele Bekehrungen vorgekommen seien, zeigt das von ihm angeführte Beispiel von einer protestantischen Frau, die, seitdem sie auf Zureden ihres katholischen Mannes das Wasser von Lourdes gebraucht und durch dasselbe geheilt worden sei, nun ihr Skapulier trage und jeden Abend den Rosenkranz bete.

Den Marienerscheinungen und Wunderheilungen gegenüber, die er als durchaus verbürgt mitteilt, stellen wir uns nicht von vornherein auf den Standpunkt der reinen Negation. Die mystischen Erscheinungen im Seelenleben, denen ohne Zweifel vieles von dem Berichteten zuzuweisen ist, sind ein noch unaufgeklärtes Gebiet. Ein Urteil darüber abzugeben, wie viel von all den Wunderdingen, die über Lourdes erzählt werden, auf Wirklichkeit beruhe, kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, die ja nur einen Beitrag liefern will zur Charakteristik des religiösen Lebens in der katholischen Kirche. Aber eben nach dieser Seite hin können wir die Wallfahrten nach Lourdes als kein erfreuliches Symptom für das Erwachen und Erstarken religiösen Lebens in Frankreich anerkennen. Die Begeisterung, die erregt worden ist durch das eitle Schaugepränge glänzender Kirchenfeste und nächtlicher, mit Brillantfeuerwerk abschließender Fackelzüge, verraucht schnell, und daß derartiges zur Verherrlichung der Kirche in Szene gesetzt wird, ist nur bezeichnend für die auf das Aeußerliche gerichtete Art des französischen Katholizismus. Die Art und Weise aber, wie in Deutschland aus den Wundern von Lourdes Kapital geschlagen und für die Wallfahrten nach Lourdes Propaganda gemacht wird, ist im Interesse unsrer katholischen Volksgenossen nur auf das schmerzlichste zu beklagen und auf das schärfste zu verurteilen. Wir Protestanten sind es gewöhnt, daß katholischerseits die Fortdauer der Wunder innerhalb der katholischen Kirche als ein Kriterium ihrer Heiligkeit und ein Beweis ihres göttlichen Rechtes behauptet wird. Auch neuere katholische Apologeten sind darauf zurückgekommen. So Sprinzl (Fundamentaltheologie, 1876), der die von der Kirche anerkannten Wunder als das unmittelbare göttliche Siegel der Heiligkeit der katholischen Kirche bezeichnet, und der bekannte, auch protestantischerseits öfters hochgestellte Hettinger (Fundamentaltheologie, 1879), der kühnlich behauptet: „Jede Konfession, welche die Permanenz der Wundergabe sich nicht zuzuschreiben getraut, verzichtet eben dadurch auf die Prärogative, die wahre Kirche Christi zu sein." Beide gelehrten Herren hüten sich dabei weislich, darauf näher einzugehen, wie es in concreto mit der Permanenz der Wundergabe, die sie für ihre Kirche in Anspruch nehmen, aussieht, oder gar sie zur Rechtfertigung der Wallfahrten oder zum Beweise für besondre Kirchenlehren heranzuziehen.

Herr Dr. Hense ist frei von dieser Bedenklichkeit. Nachdem er am Anfang seines Buches erzählt, wie bei einer der Marienerscheinungen die heilige Jungfrau auf die wiederholte Bitte der Bernadette, doch ihren Namen zu nennen, endlich ausgesprochen habe: Je suis l'Immaculée Conception, Worte, welche, wie besonders hervorgehoben wird, das fromme Kind bis dahin noch nie gehört, betont er am Schlusse seines Buches, daß Lourdes mit seinen himmlischen Erscheinungen auch eine himmlische Bestätigung jenes großen Dogmas von der unbefleckten Empfängnis sei, welches der große Papst Pius IX. wenige Jahre vorher, am 8. Dezember 1854, verkündigte. (Vergl. die Artikel aus der Geschichte des Mariendienstes in Nr. 12 bis 14.) Auf die Verherrlichung des neuen Dogmas ist es bei der Propaganda für die Wallfahrten nach Lourdes abgesehen und in Verbindung damit auf die Einschwärzung jener alle gesunde Frömmigkeit untergrabenden Marienvergötterung, die der modernen infallibilistischen Richtung im Katholizismus so sehr am Herzen liegt. Daher die Flut der Schriften, die diesem Zwecke dienen, die lobpreisenden Anzeigen derselben in der ultramontanen Presse. Und welche zerstörende Wirkung dies für das religiöse Leben im katholischen Volke haben muß, ist unberechenbar. Da ist in der deutschen Stadt München ein Gebetbüchlein gedruckt worden: „Beschreibung und Andacht zu unsrer lieben Frau von Lourdes." Es ist geziert mit einem bunten Bildchen, wie es dem Geschmacke des Volkes entspricht, also gewiß für weitere Kreise in der ärmeren Bevölkerung bestimmt, die nicht daran denken können, die weite Reise nach Lourdes zu unternehmen. Seinem Inhalte nach aber ist es offenbar nur darauf berechnet, durch die Marienanrufungen, die es ausschließlich zur Andacht darbietet, jede andre Art Gebet zu verdrängen. Das ist die Religion, welche die infallibilistische Richtung im gegenwärtigen Katholizismus pflegt. Wie himmelweit ist sie unterschieden von der, welche aus katholischen Gebetbüchern ältern Datums atmet. Seitdem die Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma verstummt ist, ist auch der Rest evangelischen Glaubenslebens im katholischen Volke in Gefahr, mehr und mehr ausgestoßen zu werden. Die Partei, die schon vorher den Mariendienst über den Gottesdienst gestellt hat und für die engsten Beziehungen der deutschen Katho-

liken zu den unter jesuitischer Leitung stehenden französischen Klöstern eifrig thätig gewesen ist, geht nun umso rücksichtsloser in ihren Agitationen vor. Nur zur Förderung kann es ihr gereichen, wenn die aufgeklärten Gebildeten sich mehr oder weniger gleichgiltig dagegen verhalten. Ueberwunden wird sie nur durch eine gesunde, auf die evangelische Wahrheit sich gründende Frömmigkeit, die zu pflegen, ob auch unter erschwerenden Umständen, doch wohl noch mancher Priester und Bischof auch der katholischen Kirche sich angelegen sein läßt. P W

Die nationale Kunstausstellung in Venedig

Es hat immer seinen besonderen Reiz, die größeren, von einer ganzen Nation veranstalteten Ausstellungen zu besuchen. Es muß gewiß bei einer jeden derartigen Gelegenheit etwas in Abrechnung gebracht werden. Aber im großen und ganzen gewinnt man doch hier einen Ueberblick über die Leistungen eines Volkes, lernt die gegenwärtige Geschmacksrichtung kennen, gewinnt einen Einblick in die geistige und technische Tüchtigkeit. Doppelt interessant ist es natürlich, wenn man eine derartige Ausstellung mit den noch frischen Eindrücken, die man auf einer andern gleichartigen erhalten hat, betreten und nun vergleichen, abwägen kann. Noch ziemlich lebhaft waren in mir die auf der Berliner Kunstausstellung gesammelten Erfahrungen, als ich nach Venedig kam. Manches von außeritalienischen Künstlern geschaffene war da, und auch nicht alle einheimischen hatten sich beteiligt. Eifersüchteleien und Zwietracht scheinen nun einmal bei Kunstausstellungen unumgehbar zu sein. Aber trotzdem war der Gesamteindruck der einer nationalen Leistung. Die Masse war imponirend, und es war auch eine gute Anzahl tüchtiger Leistungen darunter.

Jedermann kennt die venetianischen Glaswaaren, die Mosaikarbeiten, die oberitalienischen Holzschnitzereien. Hier war wirklich technisch Staunenswertes zu sehen. Die Mosaikfabrik von Salviati vor allem zeigte sich ihres alten, weit über Italiens Grenzen reichenden Rufes würdig. Und es soll auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Malerei und die Bildhauerei tüchtige, beachtenswerte Leistungen geschaffen hatten. Die italienische Bildhauerei hat ihren Hauptsitz im Norden, in Mailand, sie sucht ihren Ruhm in der raffinirtest getreuen Wiedergabe der Natur, und löst in ihrer Weise die schwersten Probleme mit bewunderungswürdiger Virtuosität. Sorgfältig gearbeitet, auch reizvoll im Inhalt waren etliche Bilder, einige der anziehendsten übrigens von Deutschen.

Aber wie traten diese gegen die Masse und die Massigkeit des größeren Teiles zurück! Man fühlte sich wirklich bei einer ganzen langen Reihe von Bildwerken veranlaßt immer und immer wieder zu fragen: Hat denn dieser Künstler noch ein Urteil über die künstlerische Bedeutsamkeit des Stoffes? Und bei andern: Fehlt ihm denn Sinn und Geschmack für eine seiner Idee entsprechende Darstellung? Sind die wunderlichen Stoffe, die etliche Meter lange Ausführung der allergewöhnlichsten oder im andern Falle grausigsten Vorwürfe, die schreiende Farbengebung wirklich der Geschmacklosigkeit oder dem Streben, unter der Menge aufzufallen, entsprungen? Das Ausstellungswesen trägt gewiß zum letzteren etwas bei. Soweit wie in Italien sind wir glücklicherweise noch nicht gekommen. In Berlin war eine bei weitem geringere Anzahl jener Bilder vorhanden. Das ist eine Art Beruhigung. Es ist aber, die Gesamtgeschmacksrichtung und Kunstentwicklung angesehen, ein schlechter Trost. Anton Springer gebraucht gegenüber der naturalistischen Kunstweise ein ansprechendes Bild in seiner Erörterung über „Die Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst," dem Schlußaufsatze in seinen „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte."

Wenn ein Kranz gewunden wird, holt man wohl alle Blumen und Zweige vom Felde; man reiht sie aber nicht blindlings ohne Wahl, ohne eine bestimmte, schon vorher klare Absicht an einander. Man nimmt nur die gut entwickelten frischen Pflanzen. Die welken Blumen werden entfernt, die toten Zweige abgeschnitten, das Ganze nach Farbe und Gestalt geordnet. Nicht anders verfährt die Phantasie mit den von der Natur überlieferten Stoffen. Erst durch Neuordnung hebt sie die Bedeutung und verstärkt den Eindruck der letzteren. Bestreitet der Naturalismus dieses Recht, so erklärt er damit zugleich die Kunst als etwas im Menschenleben überflüssiges.

Hier sind einleuchtend und mild die allgemeinen Grundsätze der künstlerischen Thätigkeit dargelegt, die Schranken gezogen, die Aufgaben bestimmt. Dem Künstler bietet das reiche Menschenleben, die immer neue Natur, die Geschichte den Stoff dar; aber der Künstler ist nicht ein Abschreiber. Er streift die Zufälligkeiten, die seinem Sujet anhaften, ab, er erhebt es bei aller kräftigen und treuen Lebenswahrheit in eine höhere, ideale Sphäre, wo es keine Zufälligkeit, keine Unreinheit giebt. Er ordnet alles einem bestimmten Zwecke unter: eine gewisse einheitliche Stimmung soll das Ganze beherrschen. Denn er will im Beschauer eine reine Empfindung wachrufen, welche ihn hinaushebt über das Gemeine in eine ideale Welt, in der er findet, wonach er in der Alltäglichkeit oft so vergebens ausschaut.

Diese Anschauungen, diese Ziele sind einer ganzen Reihe von Künstlern, wie ihre Werke bezeugen, vollständig fremd. Man ignorirt sie oder setzt sich in den schneidendsten Widerspruch. Ob man damit die Kunst zu neuer Blüte bringen wird? Man schüttelt dazu den Kopf, wenn man die italienische Ausstellung sich ansieht. Was sind das für Gegenstände, die sich der Künstler sucht! Und wie stellt er sie dar! Es ist, als ob das Wort hieße: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ist es — ordinär. Ordinär, schmutzig, grausig — oder langweilig. Ertrunkene, Verstürzte, Erschlagene; die Verbrecherwelt, das schmutzigste Gassentreiben, die allergewöhnlichsten Szenen aus dem täglichen Leben: Markttreiben, Kaminbrand, rauchende Lokomotiven, nicht anders als Momentphotographien; eine Dame, die sich auf die Eisenbahnschienen gelegt hat, auf denen schon der Zug heranbraust; ein zum Tode geführter Verräter; ein Weib, liegend und einen Totenkopf küssend; erschlagener Gladiator, aus dem Amphitheater geschleift; eine Leichenwacht, bei welcher die stieren, verglasten Augen nicht geschlossen sind — und so in bunter Reihe weiter, von den rauchenden, den Selbstmord brütenden Odalisken und ähnlichen Gegenständen ganz zu schweigen. Es ist die Welt der modernen französischen Romanschreiber.

Die Künstler sorgen durch äußere Mittel dafür, daß ihre Bilder auffallen — oder ist wirklich das Maßgefühl vollständig abhanden gekommen, die Erkenntnis, daß ein Gegenstand ein bestimmtes Format erfordere? Viele von den Stoffen fallen nur dadurch so auf in ihrer Wunderlichkeit, daß sie in Lebensgröße vor den Beschauer treten. Der Naturalismus kennt freilich nur ein Maß: die volle Lebensgröße. Daher nun diese kolossalen Bilder von zwei, drei, vier Metern ins Geviert und mehr. Ich maß bei einem Bilde dreizehn Schritt. Man denke sich nun einen Kaminbrand in großer Ausdehnung, zwei rauchende Lokomotiven, die den „Wind" darstellen sollen, oder man sehe sich so ein Marktbild an mit all den mannichfachen, teilweise widerlichen Bestandteilen eines südlichen Marktes in natürlicher Größe, oder den Sturz eines Droschkenpferdes, auf drei mal drei Metern erzählt — dann, muß man allerdings sagen, kommt einem die Erkenntnis, daß etwas überflüssig sei, zwar nicht die Kunst, das leuchtet mir noch nicht ein, aber das Bild vor mir. Denn wenn ich in aller Naturwahrheit und Naturgröße den Markt sehen will, so gehe ich auf den wirklichen Markt: dort haben auch noch meine andern Sinne ihr Teil davon. Oder man stelle sich die Wirtshausszene vor, die mit dem Tode eines jungen Burschen geendet hat. Der Erschlagene liegt, schon graugrün geworden, in den Strömen von Blut, die Scherben um ihn — das alles in grausiger Naturgröße. Hier wendet sich nicht nur der Kritiker mit Grausen. Seltsame, aber durch das Gesetz unbedingter Naturtreue auferlegte Geschmacklosigkeiten verderben nicht selten den wirklich anziehenden Gedankeninhalt. Eine alte Mutter, die Gedenkmünze ihres Sohnes von Dogali küssend — gewiß ein guter Gedanke. Die Spendung des Sakramentes — gewiß auch ein tadelloser Vorwurf. Aber dort läßt uns der Künstler die sich zum Kusse spitzenden Lippen, hier in den zum Empfange der Hostie bereiten Mund der Kommunikantin gerade hinein sehen.

Wie häßlich! Daß auch hier etliche genial sein sollende, in Wirklichkeit aber geradezu abscheulich liederliche — ich kann

nicht anders sagen als — Schmierereien vertreten waren, in der Malerei gerade so wie in der Skulptur, die sich mit großen Namen schmückten, ganz anspruchsvoll auftraten, würde ich gar nicht erwähnen, wenn nicht der Gegensatz zu dem, was den Wandrer hier in dieser Wunderstadt umgiebt, gar zu schneidend wäre. Hier in Venedig, wo das helle, goldne, warme Licht, Wonne und Wohllaut aus den Schöpfungen der Kunst uns so voll und reich entgegenströmen! Was wohl unsre großen Venetianer mit ihrer Poesie, ihrer Pracht und ihrer künstlerischen Solidheit zu vielen Werken der Ausstellung gesagt hätten! Ja, auch Veronese und Tizian malten meterlange Bilder. Aber wir jauchzen auf, wenn wir vor sie treten, und haben nur den Wunsch an dies freie und schöne Menschengeschlecht, das sich des holden Daseins da vor uns freut: Laßt uns unter euch treten, in das goldige Licht, wo wir der gemeinen Alltäglichkeit entrückt sind, Leben und Licht mit euch teilen und Freiheit und Schönheit mit euch atmen!

Am deutlichsten redet hier natürlich der abgeschlossene Kreis der Kunst, bei dem die innere Vertiefung stärker als anderwärts gefordert wird, ein bloßes unmittelbares Kopiren nach dem ersten besten Straßenbilde von vornherein von der Hand gewiesen ist, die religiöse Kunst. Es fehlte nicht an Bildern aus dem kirchlichen Leben des katholischen Südens, auch nicht an Darstellungen, die man als religiöse Stimmungsbilder bezeichnen könnte. Aber der eigentliche Charakter religiöser Innerlichkeit trat nirgends so stark in den Vordergrund, daß er das gewöhnlich humane Empfinden oder den allgemein kulturgeschichtlichen Eindruck überwogen hätte. Es waren doch meist Bilder aus dem Volksleben, Trachtenbilder, größere oder kleinere Genrebilder. Der Stoff ist ja wohl eigentlich kirchlich; aber er ist so eigentümlich, daß wir das kirchliche Element ganz vergessen: ein buntbewegtes Fest irgend einer Madonna auf dem Lande, das sich drängende Volk auf der einen, die behäbigen Priester auf der andern Seite, einer eifrig die in der Mitte gespendeten Gaben, lebendige und unlebendige, aufschreibend; oder ein Karfreitagsbild, das eine Anzahl Leute darstellt, das auf der Erde liegende Kruzifix küssend.

Deutlich merkt man auch, wie die Kirche im Süden der rechte Platz ist, das Volk zu studiren. So lebhafte Gruppen, eine solche Stufe von Affekten können wir bei uns in der Kirche nicht sehen. Dergleichen Studien waren auch hinreichend vorhanden, und es war wirklich erfreuend, bei dieser Gelegenheit eine Anzahl schöner Kirchenansichten mit mehr oder weniger lebendiger Staffage zu Gesicht zu bekommen. San Marco mit seiner orientalischen Märchenpracht, den fremdartigen Kuppeln, dem Goldglanze der Mosaiken, der durch das Alter so geheimnisvoll geworden ist, mit dem bunten Spiele der Lichter, den kostbar reichen Marmorarten wird unaufhörlich den Maler anziehen. Und es war der ehrwürdige Dom auch oft gemalt. Am glänzendsten nahm sich die große, ein ganzes Zimmer anfüllende Prachtausgabe der Kirche aus, die der sehr verdiente Ongania veranstaltet hat unter dem Protektorate der Königin Margherita. Das Werk, 1878 begonnen, liegt jetzt vollendet vor, mit staunenswerter Pracht ausgestattet, mit bewunderungswürdigem Fleiße ausgeführt, die genaue farbige Wiedergabe des Domes mit all seinen reichen, für die Geschichte der kirchlichen Kunst so wichtigen Schätzen.

Aber hiervon abgesehen, was hatte die religiöse Malerei an eigentlich religiösen Darstellungen geschaffen? Zwei Madonnenbilder. Das eine, die thronende Königin, zu Füßen Leo XIII., war außerordentlich dürftig. Graziös war das andre: die Mutter sitzend, das Kind auf ihr Knie aufstellend, rund herum von silbergrauen Oelzweigen umgeben, die bildliche Darstellung des Wortes aus dem Hohen Liede: „Wie ein anmutiger Oelbaum auf dem Felde." Das ist alles. Es kommt fast einem Bankerott gleich.

Die Skulptur konnte, trotzdem daß sie etwas reicher vertreten war, dies nicht wieder wettmachen. Hier sprang der scharfe Gegensatz zwischen alter und neuer Schule in die Augen und das merkwürdig einseitige Interesse jener. Mit Ausnahme einer leicht im Typus gehaltenen Büste Christi und eines ganz flachen Reliefs, das die Madonna mit dem Kinde darstellte, behandelte sie — in vier Variationen — nur die Pietà: Maria, über das Gesicht Christi geneigt, ganz im Sinne alter Tradition. Figurenreich war die Grablegung von Prinzi in Rom, sehr tüchtig und fein ausgeführt im Sinne Overbecks; die andern waren nur Ausschnitte aus dieser Szene, und hier war wirklich Gutes geleistet, die den Künstler fesselnde Aufgabe, den Gegensatz zwischen dem im Todesfrieden verklärten jugendlichen Antlitze Jesu und dem von Gram bewegten der Mutter auszudrücken, glücklich gelöst. Anspruchsvoll traten dem gegenüber die lebensgroßen Darstellungen von Michieli und Urbano Nono, beide von starkberechneter Wirkung, nicht ohne theatralisches Pathos. Vom ersteren die Entkleidung Christi: ein mit aller Brutalität ausgestatteter Scherge reißt Jesu den Mantel von der Schulter. Der Heiland, eine abgezehrte Gestalt mit tief eingefallenen Wangen, läßt es mit müder Resignation geschehen. Entschieden besser wirkte die andre Gruppe: der Satan, eine mächtige, jugendliche Gestalt, geflügelt, kniet an der Seite Jesu, ihn an der Hand fassend, und weist auf die Herrlichkeit der Welt. Wenig Energie spricht aus den schlaff herabhängenden Armen Christi, voll ruhiger Verachtung, ja nicht ohne einen Ausdruck des Hohnes sind aber seine Augen auf den Versucher geheftet.

Man sieht, auch das Gesamtresultat ist das einer erschreckenden Dürftigkeit. Aber diese Einsicht ist lehrreich, und damit hat auch diese italienische Ausstellung eine Bedeutung. Sie weist uns mit der sinnlichen Beweiskraft des Bildes nach, wie vieles in unsrer Zeit ungesund ist. Wir in Deutschland haben so deutliche Sprache noch nicht vernommen. Hier können wir ahnen, ja schon teilweise schauen, welches Ende bevorsteht, wenn wir nicht mit aller Macht Einhalt thun, wenn wir nicht jede Gelegenheit zu unumwundenem Proteste benutzen. J F

Bücher und Schriften

(Eine Schrift zum Papstjubiläum) In den Druckbogen hat mir eine Schrift vorgelegen, welche in jeder Hinsicht zeitgemäß ist: „Papst Leo XIII. und der Protestantismus. Von Theodor Brecht" (Barmen, Klein, 1888; 157 S.). Sie zerfällt in folgende Kapitel: 1. Wie man in Rom von jeher den Protestantismus angesehen hat; 2. Charakteristik Leos und seiner Encykliken; 3. Leos Urteile über den Protestantismus; 4. Leos Anschauung über Parität und Toleranz; 5. Leo XIII. und die Altkatholiken; 6. Leo XIII. und die Ehe; 7. Leo XIII. und die Wissenschaft; 8. Leo XIII. als Förderer der spezifisch katholischen Frömmigkeit; 9. Leo und die römischen Intransigenten; 10. Leo und der Kirchenstaat; 11. Leo und die Presse; 12. Papst, Freimaurer und Revolution; 13. Der Papst und die europäische Politik; 14. Der Papst und die innere deutsche Politik; 15. Schlußresultate. Auf wenigen Blättern ein reiches und zuverlässiges Material praktisch und wohl lesbar verarbeitet. Die Schrift kann allen denen nicht genug empfohlen werden, welche sich über die Gesinnung und Absicht des „Friedenspapstes" Leo gegen uns evangelische Christen angenehmen Täuschungen hingeben. Auch der katholische Korrespondent der Kreuzzeitung, welcher es (in Nr. 263) „auf das bestimmteste dementirt (!), daß jetzt von irgend einer Seite (!) eine große Aktion gegen die evangelische Kirche Deutschlands geplant werde,"*) könnte manches daraus lernen. R

(Flugschriften des Evangelischen Bundes) Die Flugschriften, welche Professor Witte-Schulpforta im Namen des Evangelischen Bundes herausgiebt, erfreuen sich einer überaus regen Teilnahme. Seit dem zuletzt empfohlenen sechsten Hefte (vgl. Nr. 37, S. 358) sind erschienen: 7. „Welche Aufgaben erwachsen dem geistlichen Amte aus der gegenwärtigen Angriffsstellung Roms? Vortrag auf einer Pastoralkonferenz" — aber durchaus auch für evangelische Christen, die

---

*) Etwas — Naiveres als dieser Artikel, welchen die Kreuzzeitung an der Spitze ihrer Nummer bringt, ist wohl lange nicht geschrieben worden. Daß Rom in Deutschland nicht Propaganda treibe, wird u. a. daraus erwiesen, daß vielmehr die Balkanhalbinsel und England sich jetzt „am besten dazu eignen." „Auf der Balkanhalbinsel herrscht unter vielen griechischen Katholiken ein lebhaftes Sehnen nach Wiedervereinigung mit der römisch-katholischen Kirche, und hier können wir durch Verständigung mit griechischen Bischöfen u. s. w. hoffen, auf einen Schlag ganze Kirchenkörper zu gewinnen. In England macht die katholische Kirche geradezu wunderbare Fortschritte; vielleicht ist England innerhalb eines Jahrhunderts ein katholisches Land. Auch in Amerika sind die Fortschritte des Katholizismus großartig, wenn auch nicht in demselben Maße wie in England." — Das ist ja in der That ungemein beruhigend für den deutschen Protestantismus!

Schade, daß wir wegen Mangels an Raum nicht das ganze wahrhaft klassische Schriftstück abdrucken können.

nicht Pastoren sind, sehr nützlich zu lesen — von Witte (25 Pf.). 8—10. „Der evangelische Bund in Frankfurt“: 8. Predigt von Vieregge, 9. Eröffnungsrede vom Grafen Wintzingerode-Bodenstein — unsern Lesern bereits aus Nr. 36 d. Bl. bekannt — und 10. Rede über die Aufgaben und den Charakter des Evangelischen Bundes von Fricke (je 10 Pf.). Da wir über Vierregges Predigt und Frickes Rede nicht näher berichten konnten, sei auf die Hefte 8 und 10 hierdurch nachdrücklich aufmerksam gemacht. Auch einzelne Landes- und Zweigvereine haben besondre Flugschriften veröffentlicht; so liegt vor mir als Nr. 1 der „Brackenheimer Flugschriften“ ein 14 Seiten starkes Heft zum Preise von nur 5 Pfennigen: „Was will der Evangelische Bund?“ (Brackenheim, F. Ziegler, 1887), welches zunächst württembergische Leser mit württembergischen Thatsachen aufklären will und — wir dürfen hinzufügen — wird. Endlich sei noch erwähnt, daß auch die „Reden in der Erfurter Vorkonferenz des Evangelischen Bundes, 5. Oktober 1886, gehalten von Beyschlag und Leuschner; nach Beschluß der Erfurter Konferenz dem Druck übergeben“, in Halle bei Strien erschienen sind (15 Pf.) R

(Schriften zum Prozeß Thümmel) Die „genaue stenographische Aufnahme“ der Verhandlungen beim Reichsgericht (vgl. Nr 44, S. 430) ist erschienen: „Der Prozeß Thümmel-Wiemann vor dem Reichsgericht in Leipzig“ (Barmen, Wiemann, 1887; 66 S.; 50 Pf.; 1. bis 6. Tausend). Aus demselben Verlage sind die ersten zwei Nummern einer Reihe von „Freundschaftlichen Streitschriften“ hervorgegangen, beide Uebersetzungen aus dem Französischen: 1. Offenes Wort an die römisch-katholischen Priester und 2. Die Messe von N. Roussel, einem schlagfertigen Reformirten, (je 30 Pf.), besonders die zweite ist gewandt, beinahe amüsant geschrieben. — Ein katholisches Schriftchen „In Sachen Thümmel. Ein aufklärendes Wort für Christgläubige. Von Dr. Joseph Rebbert, Professor der Theologie, Redakteur des »Leo«,“ der protestantischen Welt aus dem Brief- und Schriftenwechsel über den „reichen Schotten“ bekannt, einem der zu dem Elberfelder Prozeß geladenen Sachverständigen, (Paderborn, 1887; 10 Pf.; „Separatabdruck von Nr. 1 der »Bonifaziusbroschüren« pro 1888“) läßt alles weit hinter sich, was etwa Thümmel in der Hitze des Gefechts gefehlt haben mag, und sei Leuten, welche den rheinischen Kämpfen auf den Grund gehen wollen, mitsamt dem ganzen „Leo“ empfohlen. Es hat sich denn auch jener Tertius gaudens, dessen „Ein römischer Priester und ein evangelischer Pfarrer“ bereits die 7. Auflage erlebt hat, die Gelegenheit nicht entgehen lassen, dem Professor eine zweite seiner sarkastischen Broschüren zu widmen: „Der Löwe von Paderborn oder Trumpf sticht. Herr Dr. Joseph Rebbert »in Sachen Thümmel« beleuchtet von Tertius gaudens“ (Barmen, Wiemann, 1887; 2. Aufl.; 10 Pf.). — Soeben zeigt Professor Rebbert im „Leo“ ein neues Schriftchen an: „‚Das Wort sie sollen lassen stahn!‘ Lebende Bilder für protestantische Christgläubige“ (Paderborn; 10 Pf.); sie schließt sich laut Anzeige „an das vor einigen Wochen erschienene Schriftchen: ‚In Sachen Thümmel‘ an, von welchem in wenigen Tagen über 20000 Exemplare verkauft wurden.“ Damit genug von dieser unerquicklichen, leider aber nicht unwichtigen Literatur! R

Verschiedenes

(Denktafel für Spener) Gern veröffentlichen wir folgenden Aufruf:

„In Frankfurt am Main hat sich ein Komitee gebildet, um die Mittel zur Errichtung einer mit einem Steinbild geschmückten Gedenktafel für den ehemaligen Senior des dortigen lutherischen Predigerministeriums, Philipp Jakob Spener, der von 1666 bis 1686 daselbst wirkte, zu beschaffen. Da ein doppelter Aufruf bis jetzt noch nicht zu einem befriedigenden Ergebnisse geführt hat, so erlaubt sich das aus Lutheranern und Reformirten zusammengesetzte Komitee die ergebene Bitte an alle Evangelischen Deutschlands zu richten, für ein ehrendes Gedächtnis des hochverdienten Gottesmannes, der ja keineswegs Frankfurt allein angehört, sondern nur einen Teil seines reichen Lebens dort verbracht hat, einen Beitrag zu liefern. Die Beiträge sind zu übersenden an Pfarrer Dr. Dechent in Frankfurt a. M., Barfüßergasse 1.“

Die Redaktion nimmt ebenfalls Beiträge entgegen. Auch sei eine Predigt zum Gedächtnis an Spener von demselben Pfarrer Dechent angelegentlich empfohlen, welche unter Anlehnung an Eph. 5, 15—21 in die Hauptschrift des edeln Pietisten einführt, die Pia desideria: „Fromme Wünsche in böser Zeit“ (Frankfurt a. M., Jul. Drescher), und deren Ertrag auch für die Gedenktafel bestimmt ist. Der Künstler hat das Modell bereits fertig; zur Ausführung fehlen aber noch 300 bis 400 Mark.

(Professor Schlottmann †) In Halle starb am 8. d. M. der D. Konstantin Schlottmann. Geboren den 7. März 1819 zu Minden, widmete er sich der akademischen Laufbahn für Altes Testament in Berlin 1847, wurde 1850 preußischer Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel, 1855 ordentlicher Professor der Theologie in Zürich, 1859 zu Bonn, 1866 in Halle. Nicht allein die Leistungen in seinem besondern Fache, wie seine Mitarbeit an der Bibelrevision machen seinen Verlust zu einem schmerzlichen, auch sein warmes und tüchtiges Eintreten für die evangelisch-protestantischen Interessen, welches ihm sogar — wegen seines Erasmus redivivus — einen Angriff Windthorsts im Reichstage zuzog.

(Vom Predigerkolleg in Leipzig) Aus Leipzig wird uns geschrieben: Das Predigerkollegium zu St. Pauli hat am 10. und 11. d. sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest feierlich begangen. Es war eine stattliche Anzahl Männer, die von nah und fern gekommen waren, an dem Feste teilzunehmen. Ein großer Teil der sächsischen Geistlichkeit dankt ja dem Kollegium seine Bildung, und alle waren einig in der Dankbarkeit gegen eine Einrichtung, die sich bewährt hat und noch weiter bewähren wird zum Segen unsers engeren Vaterlandes. Alles dies läßt den Wunsch begreiflich erscheinen, es möchte ein zweites solches Kollegium gegründet werden, welches wie das Leipziger eine Stätte wird für tüchtige praktische Vorbildung und strenge Wissenschaftlichkeit. Vgl. Festschrift zur fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier des Predigerkollegiums zu St. Pauli in Leipzig von Baur und Hartung (Leipzig, Hinrichs; 70 S.; Mk. 1,50). G F

(Das Jubiläumsbreve) Gerade am 31. Oktober (zufällig?) hat Leo XIII. das Breve erlassen, welches die Feier seines Priesterjubiläums eröffnet. Es lautet in seinem Hauptteile, wie folgt:

„Gerührt von diesen aufrichtigen Kundgebungen fester Anhänglichkeit und Frömmigkeit und den Bitten willfahrend, die an Uns gerichtet wurden, damit alle Unsre Kinder aus dem Feste ihres Vaters einige Vorteile für ihr ewiges Heil schöpfen können, haben Wir Uns entschlossen, die Schätze der Kirche zu öffnen, deren Verwaltung Gott Uns anvertraut hat. Gestützt auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und auf die Vollgewalt seiner hh. Apostel Petrus und Paulus gewähren Wir deshalb im Herrn vollkommenen Ablaß und die Nachlassung aller Sünden allen und jedem Einzelnen der Gläubigen beider Geschlechter, die bei Gelegenheit Unsers Priesterjubiläums als Pilger nach Rom kommen werden, um ein öffentliches und ausdrückliches Zeugnis der Frömmigkeit und Anhänglichkeit ihrer Nationen abzulegen, und der höchsten Autorität, mit welcher Gott Uns bekleidet hat, schuldige Ehre und Gehorsam zu erweisen. Ebenso allen Christen beiderlei Geschlechtes, welche im Herzen und im Geiste diese Pilgerfahrten nach Rom begleiten, desgleichen allen Jenen, welche um das gute und glückliche Gelingen dieser frommen Pilgerfahrten in irgend welcher Weise sich bemühen, falls sie eine neuntägige Andacht vorhergehen lassen, sodann am Tage Unsers Priesterjubiläums, also am 1. Januar k. J., den dritten Teil [fünf Gesetze] des h. Rosenkranzes beten, ferner dieselbe neuntägige Andacht in jener Zeit wiederholen, welche für die Audienzen der Pilger [ihres Landes] festgesetzt ist, nach wahrhaft reumütiger Beichte und Empfang der heiligen Kommunion ihre Pfarrkirche oder jede andre Kirche oder ein öffentliches Bethaus besuchen und dort fromme Gebete für die Eintracht der christlichen Fürsten, für die Ausrottung der Irrlehren, für die Bekehrung der Sünder und die Erhöhung der h. Kirche, ihrer Mutter, zu Gott richten — allen diesen gewähren Wir im Herrn den vollkommenen Ablaß und die Nachlassung der Sünden, und zwar ebensowohl für den Tag Unsers Priesterjubiläums, als für jenen Festtag, welcher unmittelbar auf die von jedem im oben bestimmten Zeitraume nach freier Wahl wiederholte neuntägige Andacht folgt. Außerdem gewähren Wir allen und jedem von denen, die wenigstens mit reumütigem Herzen diese neuntägigen Andachten halten, für jeden Tag derselben dreihundert Tage Ablaß. Wir gestatten ferner, daß alle und jeder dieser Ablässe, Nachlassung der Sünden und Erlaß der Sündenstrafen den Seelen im Fegfeuer zugewendet werden können; und Wir wollen, daß sie nur für dieses Jahr gegeben seien.“

(Des Kaisers Jubiläumsgeschenk an den Papst) Die D. E. Kz. schreibt:

„Durch die Zeitungen ging in vergangener Woche die Nachricht, Kaiser Wilhelm habe dem Papst zum Jubiläum eine kostbare Tiara geschenkt. Diese Mitteilung ist, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, durchaus irrig. Nicht eine dreifache Krone, sondern eine einfache Bischofsmütze, wenn auch in prächtiger Ausstattung, ist Leo dem Dreizehnten von dem deutschen Kaiser zu Teil geworden. Man hatte ihm die Wahl zwischen mehreren Gegenständen überlassen; er wählte diese Gabe als die ihm liebste und angenehmste. Bekanntlich ist der Papst auch Bischof von Rom; und es ist fein gedacht, sowohl daß ein evangelischer Fürst in seinem Geschenk diese Stellung berücksichtigt, als auch daß der Papst gerade diese Gabe wählt.“

Wir haben bereits in Nr. 34, S. 330 ganz richtig von einer Mitra berichtet. Inzwischen haben ultramontane Blätter aus jenem Irrtum bereits Kapital geschlagen. So schreibt der Paderborner „Leo“ vom 13. November (das gesperrt Gedruckte ist von ihm unterstrichen):

„Ein interessantes Faktum der Zeitgeschichte ist, daß der protestantische deutsche Kaiser Wilhelm als Geschenk für den seines weltlichen Besitztums beraubten Papst eine Tiara, das Sinnbild der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes, ausgewählt hat. Die Tiara ist eine dreifache Krone. Die zweite Krone fügte der von den Protestanten vielgeschmähte Bonifaz VIII., die dritte Papst Urban V. bei. Bei Krönung des Papstes setzte der erste Kardinaldiakon demselben die Tiara mit den Worten auf: »Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara, und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt und der Stellvertreter des Erlösers bist.«“

Ob das Dementi seinen Weg auch in die Spalten des „Leo“ finden wird?

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig